Antonio Gramsci, Notizen zur Sprache und Kultur, übertragen, hgg. u. m. einer Einleitung versehen v. Klaus Bochmann, Leipzig-Weimar 1984 [zit. B]

im Dezember 1988 ausgewertet von Thomas Weber für ein ^autonomes Seminar^^ im großen Studentenstreik an der Freien Universität Berlin

1. Schüler von Matteo Bartoli

Antonio Gramsci gehört zu den wenigen, die innerhalb der Arbeiterbewegung (sic!) sich mit Fragen der Sprache auseinandergesetzt haben. Er hat Linguistik studiert. Sein Lehrer war Matteo Bartoli, Begründer der sog. >Neolinguistik<, die in Opposition stand zur damals auch in Italien dominierenden junggrammatischen Schule und deren biologistischem Reduktionismus, der alle sprachliche Veränderungen auf vom menschlichen Willen unabhängige, den Naturgesetzen nachgebildete >Lautgesetze< reduzierte (vgl. Helbig, Geschichte der modernen Sprachwissenschaft). Dagegen stellte Bartoli die sprachverändernde Wirkung gesellschaftlicher Faktoren heraus. Begriffe wie Hegemonie, Prestige, Anziehungs- bzw. Ausstrahlungskraft (von Sprachen) werden als Synonyme zur Bezeichnung der Ursache für Sprachveränderungen gebraucht. Vor allem der Hegemonie-Begriff wird für Gramscis grundlegende Erneuerung der marxistischen Theorie zentral. >Das Neue bei Bartoli liegt gerade darin, dass er aus der Linguistik, die aus einer beschränkten Sicht heraus als Naturwissenschaft angesehen wurde, eine historische Wissenschaft gemacht hat, deren Wurzeln ^im Raum und in der Zeit^^ zu suchen seien und nicht in dem aus physiologischer Sicht betrachteten Sprechapparat.< (B, 138)

Der Sprachtheoretiker Gramsci, besser sein Denken über die Bedeutung von Sprache, wurde erst in jüngster Zeit zum Thema, in Deutschland vor allem in den Arbeiten von Klaus Bochmann, Grabek und Utz Maas, auf die sich die folgenden Ausführungen stützen.

2. Sprache als gesellschaftliche Praxis

Gramsci wendet sich gegen jede Art Sprachidealismus, d.h. gegen jedes Außerachtlassen der gesellschaftlich-geschichtlichen Prozesse bei der Behandlung von Fragen der Sprache. Sprache wird als spezifische (gesellschaftliche) Praxis im Rahmen des Ensembles der gesellschaftlichen Verhältnisse gefasst. In dieser Hinsicht müssen die diversen widerstreitenden zeitgenössischen linguistischen Ansätze allesamt abgewiesen bzw. kritisiert werden: naturwissenschaftliche wie die Phonetik der Junggrammatiker ebenso wie (neo)idealistische à la Croce, der zwar die Sprache als Praxis, nicht aber von ihrer gesellschaftlichen Alltagsform her fasst (Sprache ist Kunst), oder rationalistische Ansätze, die zwar das Sprachsystem (langue) als gesellschaftliche denken, die Sprechakte (parole) aber nur individualistisch nehmen und deshalb aus dem Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaften ausweisen.

3. Die Rahmenproblematik: Alle Menschen sind Philosophen

Wie kommt Gramsci zur Sprachproblematik? Diese Frage hier nicht historisch, sondern systematisch gestellt.

In den Gefängnisheften findet sich die Sprachproblematik an zentraler Stelle, unter dem Gesichtspunkt ihrer ideellen Vergesellschaftungsmacht.

Gramsci kommt darauf im Zusammenhang seiner Neubestimmung von Philosophie und deren Praxis. Dazu müsse man zuerst das weitverbreitete Vorurteil zerstören, dass Philosophie etwas Schwieriges sei, eine geistige Aktivität nur von Spezialisten, von Berufsphilosophen. >Man muss deswegen zunächst beweisen, dass alle Menschen ^Philosophen^^ sind.< (B, 57)

Wie ein Leitmotiv zieht sich dieser Satz durch die Gefängnishefte. Er hat eine doppelte Funktion. Einerseits eine subversive: er unterminiert das spontane Einverständnis mit der herrschenden Kompetenz/Inkompetenz-Gefüge, der gesellschaftlichen Verteilung des Wissens und der Regulierung des Zugangs zu ihm. Er unterläuft die Exklusivität der Philosophie und eröffnet das neue Fragen- und Operationsfeld der >spontanen Philosophie<, die ^jedermann^^ eigen ist (B, 57). Diese wird nun nicht etwa einfach populistisch verklärt. Im Gegenteil, Gramscis methodologischer Imperativ, dass die >Philosophie der Praxis< >vom ^Alltagsverstand^^ auszugehen< (R, 209) habe, ist in der Perspektive formuliert, diesen durch die Arbeit der Kritik zu überwinden und auf das Niveau zu heben, das das >fortgeschrittenste Denken der Zeit bereits erreicht hat< (R, 130). Hier spielt nun die zweite Funktion des Satzes eine Rolle, die revolutionäre. Es geht darum, dass sich die subalternen Massen neben den materiellen auch die symbolischen Mittel und Kompetenzen zur Überwindung der Herrschaft und zur selbstbestimmten Leitung der

Vergesellschaftungsprozesse aneignen. >Philosophie< wird hierfür zur Metapher. Diese Perspektive einer Selbstregierung der assoziierten Produzenten, um mit Marx zu sprechen, ist nur denkbar in einem Konzept, das allen Menschen prinzipiell die Möglichkeit dazu zuschreibt, dass also in diesem Sinne alle Menschen Philosophen sind. Zugleich ist es aber genau die >spontane Philosophie< der Massen, die sie in ihrer subalternen Position hält. Gerade deshalb muss eine Philosophie in herrschaftsfreier Perspektive mit der Kritik dieser spontanen Philosophie beginnen, usw. Die Sprachfrage stellt sich also doppelt: unter dem Gesichtspunkt des zu Überwindenden wie der Mittel und Kompetenz dieser Überwindung.

4. Sprache als spontane, gelebte Philosophie

In der Tat taucht die Sprachproblematik bei Gramsci in der Bestimmung der spontanen Jedermannsphilosophie auf:

>das heißt, die Philosophie, die enthalten ist 1. in der Sprache selbst, die ein Ensemble von Vorstellungen und Begriffen und keineswegs nur von sinnentleerten grammatischen Wörtern ist; 2. im allgemeinen Denken und gesunden Menschenverstandes; in der [...] ^Folklore^^< (B, 57)

Sprache ist für Gramsci Ausdruck >gelebter Erfahrungen (esperienze vissute; zit.n. Maas 1989, 171). In ihr ist >eine bestimmte Weltanschauung enthalten< (R, 130). Sprache ist deshalb nicht bloß neutrales Instrument für die Kommunikation, sondern ideelle Vergesellschaftungsmacht und zwar noch vor aller ausgearbeiteten Ideologie von bestimmten Gruppen und Klassen etc. Gramsci geht sogar soweit zu sagen, >dass jedes sprechende Wesen seine eigene,

persönliche Sprache, das heißt seine eigene Art und Weise zu denken und zu fühlen hat< (B, 61) Natürlich ist damit nicht behauptet, dass es so etwas wie Privatsprachen in einem strengen Sinne gäbe, sondern es ist eher die empirisch zutreffende Feststellung, dass letztlich kein Sprechakt mit einem anderen identisch ist. Zum andern könnten hieran Überlegungen anschließen zur Frage, die Michel Pêcheux (mit Althusser) als Subjekt-Effekt in der Sprache bezeichnet hat (die Evidenz des ^ich spreche also bin ich ich^^; dazu unten). Schließlich kann man die Behauptung von individuellen Sprachen auch historisch lesen vor dem Hintergrund der tatsächlichen Atomisierung der Individuen in der kapitalistischen Produktionsweise. (All dies ist bei Gramsci an dieser Stelle aber nicht explizit). Eine Privatsprache kann es deshalb nicht geben, weil das Individuum immer schon Teil eines Sozialverbandes ist — >Man ist Konformist irgendeines Konformismus, ist immer Massenmensch oder Kollektivmensch< (R, 130) — der sich u.a. über den >sprachlichen Kontakt< (B, 61) und gewisse Grade des gemeinsamen Verstehens (ebd.) reproduziert. Daraus darf nicht der Schluss gezogen werden, es seien die sprachlichen Unterschiede zwischen den Individuen (oder Gruppen), die zu >Hindernissen< und >Missverständnissen< führen, wie von den Pragmatikern behauptet wird, sondern umgekehrt: >Es sind diese historischen-sozialen Unterschiede und Verschiedenheiten, die in der Gemeinsprache ihren Niederschlag finden und jene ^Hindernisse^^ und jene ^Ursachen für Missverständnisse^^ hervorbringen, die die Pragmatiker aufgegriffen haben.< (B, 61)

- Anm.: Gramsci müsste konsequent weitergedacht sagen, dass jeder nicht nur seine eigene persönliche Sprache, sondern Sprachen hat.

Denn das Individuum wird bei Gramsci nicht individualistisch oder atomistisch, sondern als >Verknüpfungszentrum< (154) verschiedener Praxen und Lebensbereiche gedacht.##?##

Gramsci interessiert sich also nicht für eine Sprechaktlinguistik, die das Gelingen und Fehlschlagen von individuellen Sprechakten untersucht. Die >Frage der Sprache und der Sprachen als ^technisches Problem^^< (B, 60) ergibt sich für ihn sobald >Philosophie als Weltanschauung [...] und außerdem vor allem als kultureller Kampf um die Veränderung der ^Mentalität^^ des Volkes und die Verbreitung neuer philosophischer Erkenntnisse< (B, 60) angesehen wird. Sprache erzeugt zwar keine Weltanschauung (wie die Pragmatiker und die Sprachrelativisten meinen), aber sie >[enthält] Bestandteile einer Weltanschauung und einer Kultur< (59). Gegen eine undialektische (metaphysische) Entgegensetzung von Sprache und Sein hilft die Auffassung der Sprache als von anderen Praxen determinierte Praxis, die wiederum erstere bestimmt bzw. in sie eingreift. So kann Sprache Ausdruck bestimmter sozialer Verhältnisse sein und zur Reproduktion wie (in einer bestimmten Form) zur Überwindung dieser Verhältnisse beitragen. Gramsci vermeidet also mit der idealistischen zugleich die soziologistische Auffassung, welche die Sprachenfrage in die soziale Frage >verschiebt< (Maas 1989, 173). Ihn >interessieren die in der sprachlichen Form liegenden kulturellen Bestimmungen< (ebd.).

>Wer nur Dialekt spricht oder die Nationalsprache in ungenügendem Maße versteht, ist notwendigerweise Träger eines mehr oder weniger beschränkten, provinziellen, fossilifizierten Weltverständnisses, das im

Vergleich zu den großen, weltbeherrschenden Gedankenströmungen ein Anachronismus ist. Seine Interessen werden borniert, mehr oder weniger gruppenbeschränkt ((korporativ)) oder ökonomistisch sein.< (B, 59)

— Notiere: den Zusammenhang zwischen Sprachfrage mit Ökonomismus-Problematik

Der methodologische Imperativ, vom Alltagsverstand auszugeben, wird hier auch sprachpolitisch relevant und heißt dann: von der tatsächlich gesprochenen Sprache, dem Dialekt, der Mundart auszugehen und darauf aufbauend die dialektübergreifende Nationalsprache zu lernen. Gegen jeden Jakobinismus in der Sprachauffassung, der sozusagen die Uhren der Sprache neu stellt und von oben eine Einheitssprache aufoktroyiert, ist von den >^Volks^^-Sprachen< (B, 119) auszugehen, den >regionalen Mundarten, die im vertraulichen Gespräch in der Regel gesprochen werden, wenn also die allgemeinsten und verbreitetsten Gefühle und Affekte ausgedrückt werden< (ebd.). Gramsci knüpft mit seinen Überlegungen an den Linguisten Graziano Ascoli und dessen methodisches Postulat >vom Dialekt zur Sprache< an (Maas 1989, 170), das auch die damalige Sprachpolitik noch bis in den Faschismus hinein bestimmte. Gramsci aber erweitert oder transformiert dieses Programm, indem er es mit dem sozialistischen Projekt verknüpft, in der Perspektive der Hegemonie der Arbeiterklasse artikuliert. Der Dialekt verhindert gerade das Hegemonialwerden, weil er regionalistisch beschränkt ist (das gilt auch für die Sprachen der Sondergruppen). Wollen die subalternen Klassen sich hinaufarbeiten in den Staat (die Regulierung der gesellschaftlichen Produktion und

Reproduktion selbstbestimmt übernehmen), so müssen sie auch die entsprechenden sprachlichen Kompetenzen aneignen.

5. Übersetzungsfrage

Gramsci bleibt dabei nicht bei der Nationalsprache stehen (er empfiehlt mehrere Fremdsprachen zu lernen). Er ist Universalist. Zwar wendet er sich vehement gegen universalistische Sprachauffassungen, die Sprache von der regionalen und nationalen Lebensweise abheben — vgl. seine Polemik (B, 44-54) gegen die Esperantisten in der Arbeiterbewegung, die glaubten, durch die Schaffung einer künstlichen internationalen Sprache den Internationalismus der Arbeiterbewegung erreichen können; in den Augen Gramsci ein schlimmer Sprachidealismus. Gramscis Konzept der Nationalsprache ist nicht nationalistisch, sondern eingebettet in den Internationalismus.

>Der reale Fortschritt der Zivilisation kommt durch die Zusammenarbeit aller Völker zustande, über nationale ^{^Impulse^^}, aber diese betreffen beinahe immer nur bestimmte kulturelle Aktivitäten oder Problemkomplexe.< (B, 68)

Die Sprache enthält eine Weltsicht, sie entscheidet über Komplexität und Begrenztheit dieser Sicht. Grundsätzlich gibt es die Möglichkeit, die Grenzen zu überschreiten, zunächst die des Dialekts, dann die der Nationalsprache. Entscheidend wird hier die Kategorie der >Übersetzung<. Die Nationalsprachen sind ineinander übersetzbar, die Dialekte nicht (B, 60). Natürlich weiß auch Gramsci, dass eine 1 : 1 Übersetzung mit allen semantischen Differenzierungen nicht möglich ist.

>Die Übersetzbarkeit ist gewiss nicht in allen Besonderheiten, auch den wichtigen, ^perfekt^^ (aber welche Sprache lässt sich schon vollkommen in eine andere übersetzen? Welches Einzelwort ist genau in eine andere Sprache übertragbar?), aber sie ist es hinsichtlich des wesentlichen ^Grundbestandes^^.< (B, 67)

Hier wird klar, dass Gramsci trotz aller Betonung des Zusammenhangs von Sprache und Weltanschauung nicht >den Sprachphilosophen zugezählt werden darf, die die These von der Bestimmung des Weltbildes durch die Sprache vertreten< (Bochmann 1984, 32). Für die Existenzphilosophie eines Jaspers und Heidegger und für die inhaltsbezogene Grammatik à la Weisgerber (oder auch Sapir und Whorf) bleibt die ideelle Produktion von >Struktur und Wortschatz der jeweiligen Nationalsprache konditioniert und bleibt die vollkommene Verständigung und Erreichung einer allgemeingültigen Erkenntnis angesichts des Eingeschlossenseins ^in den Horizont einer bestimmten Sprache^^ (Bollnow) eine Illusion.< (Ebd.)

Hier zeichnet sich Gramscis Marxismus aus, der die Frage der Übersetzbarkeit von Sprachen nicht mehr sprachidealistisch (=romantisch; für den Rationalismus stellt sich das Problem nicht) angeht, sondern sie materialistisch übersetzt: als die >Erscheinung, dass zwei grundsätzlich gleichartige Basisstrukturen einander entsprechende Überbaustrukturen aufweisen, die wechselseitig übersetzbar sind, welches auch ihre besondere, nationale Sprache sei.< (B, 71)

Die Übersetzungsfrage stellt sich vor allem zwischen verbalen, nicht so sehr zwischen non-verbalen wie der Musik oder des Kinos (diese sind

von sich aus kosmopolitisch, obgleich ihre spezifische Aufnahme durch die verschiedenen Kulturen durch die jeweils verschiedene >^national-volkstümliche^^ kulturelle Substanz< (B, 89) geprägt wird; ich verfolge das nicht weiter, vgl. B, 88ff).

Die Übersetzungsfrage stellt sich aber nicht nur zwischen Nationalsprachen, sondern auch zwischen verschiedenen Sondersprachen (z.B. verschiedener Wissenschaften) und zwischen Theorie und Praxis. Gramsci geht beidem nach. Er stößt auf eine Stelle in der Heiligen Familie, >wo festgestellt wird, dass die französische politische Sprache Proudhons derjenigen der klassischen deutschen Philosophie entspricht und sich in diese übertragen lässt< (B, 65f). Gramsci verfolgt die Spuren dieses Vergleichs und kommt natürlich u.a. auf Hegels erste Vorlesung über die Geschichte der Philosophie und die Geschichtsphilosophie (2. Aufl., Berlin 1844, III, 485), wo es heißt: wo das neue Prinzip in Deutschland >als Geist und Begriff hereingebrochen< ist, habe es sich in Frankreich >als tatsächliche Wirklichkeit< entäußert (zit. B, 69). Äußerst problematisch (der alte Philosophen-Idealismus), dass Wirklichkeit als Verwirklichung von Philosophie gedacht wird. Darauf geht Gramsci nicht ein. Warum nicht? Weil es ihm gegen Croce darauf ankommt, dass die Revolution in der Wirklichkeit stattfindet und nicht nur >in idea< (B, 71).

Exkurs

Interessant wäre es gewesen zu sehen, wie Gramsci die in unseren Kontext gehörende Stelle aus dem Kommunistischen Manifest kommentiert hätte. Sie verweist auf ein besonderes Problem der >Übersetzung<, den Kontext, der nicht einfach mitübersetzt werden

kann. Im Abschnitt >Der deutsche oder der ^wahre^^ Sozialismus< polemisieren M/E gegen >deutsche Philosophen, Halbphilosophen und Schöngeister<, die sich der Sozialistischen und kommunistischen Literatur Frankreichs< bemächtigten und dabei vergaßen, >dass bei der Einwanderung jener Schriften aus Frankreich die französischen Lebensverhältnisse nicht gleichzeitig nach Deutschland eingewandert waren< (MEW 4, 485). In Frankreich herrschte nämlich bereits die Bourgeoisie, die in Deutschland gerade erst dabei war, >ihren Kampf gegen den feudalen Absolutismus< zu beginnen. Dieser unterschiedliche soziale und politische Kontext der deutschen Verhältnisse bewirkte, dass >die französische Literatur alle unmittelbare praktische Bedeutung< verlor und ein >rein literarisches Aussehen< annahm (ebd.). Die >Übersetzung< (468) in einen anderen Kontext, ohne Berücksichtigung des Unterschieds hat eine Verschiebung oder Transformation der Bedeutung zur Folge, vom praktischen ins Illusionäre, von der revolutionären Tat in den aufgeklärten Geist. >So hatten für die deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts die Forderungen der ersten französischen Revolution nur den Sinn, Forderungen der ^praktischen Vernunft^^ im allgemeinen zu sein, und die Willensäußerungen der französischen revolutionären Bourgeoisie bedeuteten in ihren Augen die Gesetze des reinen Willens, des Willens, wie er sein muss, des wahrhaft menschlichen Willens.< (485f) So ist bei der Übersetzung der Kontext des Übersetzten zu berücksichtigen. Und dies kann zur Folge haben, dass der (revolutionäre) Gehalt nicht nur eine andere Nationalsprache, sondern auch eine andere Form annehmen muss, ansonsten verkommen die revolutionären Forderungen zur linksradikalen Phraseologie oder — wie im Falle der wahren Sozialisten — zur

Schöngeisterei. Das Schlimme ist, dass bei Missachtung der ganzen Übersetzungsproblematik der Gehalt bei den eigentlichen Adressaten, den Volksmassen, diskreditiert wird. >Als müßige Spekulation über die Verwirklichung des menschlichen Wesens musste sie [die sozialistische und kommunistische Literatur] erscheinen.< (Ebd., 485) Entscheidend für dieses Schlamassel ist neben der Vernachlässigung des Kontextes des Übersetzten der Standpunkt der Übersetzer, mit dem das Übersetzte kompatibel gemacht wird. >Die ausschließliche Arbeit der deutschen Literaten bestand darin, die neuen französischen Ideen mit ihrem alten philosophischen Gewissen in Einklang zu setzen oder vielmehr von ihrem philosophischen Standpunkte aus die französischen Ideen sich anzueignen.<(486) [— sollte eigentlich nicht Übersetzung genannt werden, wie M/E das tun —]

Gramsci hält an dem Theorie-Praxis-Nexus fest, aber nicht im Sinne des Hegelischen Idealismus, der die Wirklichkeit als Entäußerung der Idee fasst, auch nicht bloß umgekehrt, Theorie als Widerspiegelung der Praxis, sondern Gramsci übersetzt ihn: die Theorie, die Idee, die Sprache interessieren nach der Hinsicht ihres Interventionscharakters in die (politische) Praxis. Die Frage der Sprachpolitik verändert sich nun zur Frage nach der Politik (in) der Sprache.

Bevor wir dieser, sozusagen semantischen Problemstellung nachgehen, wenden wir uns der Frage zu, wie Gramsci mit der ^Technik^^ oder der ^Struktur^^ der Sprache, der Grammatik umgeht.

6. Grammatik: Normalisierungsmacht und emanzipatorische Kompetenz

In der Auseinandersetzung mit Croce und mit der faschistischen Kulturpolitik unter der Ägide des Neuhegelianers Gentile kommt Gramsci zu einigen interessanten Bestimmungen der Frage der Grammatik. Auch hier wird besonders die dialektische Haltung Gramscis und seine grundsätzliche methodologische Maxime (von der Hegemoniefrage auszugehen) deutlich. Croce wollte an dem Satz >Dieser runde Tisch ist viereckig< demonstrieren, was Grammatik ist. Jeder Satz, auch der >in ^technischer^^ Hinsicht nicht grammatische Satz<, ist den Augen Gramscis >gerechtfertigt<, wenn er eine Funktion erfüllt (B, 127). Darüber kann aber nicht mehr auf der Ebene der Satzgrammatik entschieden werden. >Der Satz kann an sich unlogisch, widersprüchlich sein, gleichzeitig aber in einem größeren Rahmen ^kohärent^^.< (B, 128)

>In der Tat kann alles, was nicht ^grammatisch richtig^^ ist, auch vom ästhetischen, logischen und anderem Standpunkt aus gerechtfertigt werden, wenn es nicht in der besonderen Logik des unmittelbaren, mechanischen Ausdrucks, sondern als Element eines größeren Verstehenszusammenhangs betrachtet wird.< (B, 127)

Man kann dies lesen als Zurückweisung einer normativen Grammatik zugunsten u.a. der >expressiven< Funktion der Sprache. Wir werden sehen, dass dies so nicht der Fall ist.

Gramsci geht auch in der Frage der Grammatik von der Praxis aus. Er unterscheidet 3 Arten: die spontane oder immanente, die normative der gesprochenen Sprache und die geschriebene normative Grammatik. Jeder Mensch hat im gewissen Sinn, >theoretisch< gesehen, >seine eigene Grammatik< (B, 129), eine Eigenart zu

sprechen. Darüberhinaus gibt es, >auch in nicht schriftlicher Form, eine ^normative^^ Grammatik (oder auch mehrere) und diese funktioniert durch gegenseitige Kontrolle, die gegenseitige Unterweisung, die gegenseitige ^Zensur^^, wie sie sich in Fragen ^Was verstehst du darunter?^^, ^Was willst du damit sagen?^^, ^Drücke dich besser aus!^^ usw., in der Karikatur und im Spott ausdrücken (B, 128). Schließlich gibt es die >schriftlich fixierten ^normativen Grammatiken^^< (B, 129)

Diese drei Grammatik-Typen kann man also drei Dimensionen des Sozialen zuordnen: die individuelle, die gesellschaftliche und die staatliche. Im Prozess der gesellschaftlichen Kommunikation, letztlich die Kämpfe um kulturelle Hegemonie, bilden sich Normen und Urteile über Richtigkeit und Unrichtigkeit des Sprechens heraus, die wiederum als >^normative Grammatik^^ in jeder gegebenen Gesellschaft spontan wirkt, insofern als diese zur sprachlichen Vereinheitlichung drängt< (B, 129). In diese spontane Wirkung der normativen Grammatik sind Fragen der Herrschaft oder, genauer, der kulturellen Hegemonie eingeschrieben, >das heißt soweit eine Führungsschicht besteht, deren Funktion anerkannt wird und der man folgt< (B, 129). Ist die Entstehung und Wirkung dieser nicht-geschriebenen normativen Grammatik spontan, so setzt die geschriebene immer eine >Entscheidung, eine kulturelle Orientierung voraus<. Sie ist ein >Akt nationaler Kulturpolitik, um einen einheitlichen nationalen Sprachkonformismus zu schaffen< (ebd.). Statt diese Grammatik-von-oben einfach - als real-imaginäre Homogenisierung der zerklüfteten Klassengesellschaft - abzulehnen, fordert Gramsci die Akteure der Arbeiterbewegung auf, hier gestaltend mitzuwirken. Zum einen, weil er

die Herausbildung einer Nationalsprache als einen Fortschritt ansieht, der hilft, Analphabetentum und Reibungen >unter den Volksmassen< aus engstirnigem Lokalpatriotismus zu überwinden (B, 130). Und weil er das im Grammatikunterricht steckende emanzipatorische Potential erkennt. [Eine Form des ^Hinaufarbeitens in den Staat^^]

>Die normative Grammatik, die nur durch Abstraktion vom lebendigen Sprachgebrauch losgelöst betrachtet werden kann, führt dazu, dass der gesamte Organismus der jeweiligen Sprache lernend erfasst wird und eine Geisteshaltung entsteht, die einen in die Lage versetzt, sich im Sprachmilieu jederzeit orientieren zu können ...< (B, 136)

Die faschistische Kulturpolitik hingegen beabsichtige [#Nachweis#], den Grammatikunterricht aus der Schule auszuschließen, so >ist sie deshalb noch nicht aus dem realen Leben ausgeschlossen< (ebd.), da eine ^normative Grammatik^^, wie gesagt, notwendiges Resultat der gesellschaftlichen Kommunikationsprozesse ist. >Man schließt damit nur das einheitlich organisierte Eingreifen in das Erlernen der Sprache aus< (ebd.). Es ist klar, dass dies nur den herrschenden Klassen und führenden Eliten nützt, weil dadurch >in Wahrheit die volkstümlich-nationale Masse von der Aneignung der Hochsprache< ferngehalten und dadurch in ihrer subalternen Position festgehalten werden. Die führende Schicht dagegen reproduziert ihre sprachlichen Kompetenzen auch ohne schulischen Grammatikunterricht, denn sie spricht bereits >herkömmlicherweise in der ^Sprache^^ [...], übermittelt diese von Generation zu Generation über einen langsamen Prozess, der mit dem ersten Stammeln des Kindes unter Anleitung der Eltern beginnt und mit der Unterhaltung (mit ihren ^man sagt das so^^, ^so muss man es

sagen^^ usw.) das ganze Leben lang fortgesetzt wird. In Wahrheit lernt man die Grammatik immerzu (mit der Nachahmung bewunderter Vorbilder usw.).< (B, 136)

Beim Vorschlag Gentiles, die Grammatik aufgrund ihrer Nutzlosigkeit aus der Schule zu verbannen, handelt es sich deshalb Gramsci zufolge >um eine der absonderlichsten und eigentümlichsten Formen des ^Liberalismus^^ (B, 135) mit reaktionären Konsequenzen (vgl. B, 136).

Der Verzicht auf das >organisierte Eingreifen< (B, 132) in die Sprachbildungsprozesse ist immer eine indirekte Anerkennung des status quo, das bedeutet für die Subalternen die Anerkennung ihrer Subalternität. Dagegen fordert Gramsci die Arbeiterbewegung auf, in die Sprachpolitik einzugreifen, und zwar nicht jakobinistisch durch den Oktroi einer völlig neuen Sprache, sondern durch die organische Anknüpfung und Umarbeitung des traditionellen Bestands der Sprache (vgl. ebd.) — Stichwort >Ökonomie der Kultur< (B, 132).

7. Metaphernkunde: Zur Politik (in) der Sprache

Unter diesem Gesichtspunkt interessant sind Gramscis Bemerkungen zur Metaphorese. Gramsci versteht darunter ganz traditionell die Übertragung eines Wortes von einem Anwendungszusammenhang in einen anderen. Im Verhältnis zur vorherigen Bedeutung hat die neue Verwendungsweise eine übertragene Bedeutung. Gramsci hat einen weiten Metapherbegriff. Wie im Satz über die Menschen als Philosophen, überdehnt er auch hier, um der Wahrheit ein Stück näher zu kommen.

>Sprache ist eigentlich immer metaphorisch. < (B, 76)

Gramsci schränkt ein. Nicht jedes Sprechen sei im Hinblick auf die jeweils bedeutete materielle, greifbare Sache bzw. den bedeuteten Gegenstand oder abstrakten Begriff metaphorisch. Man könne dennoch behaupten, >dass die heutige Sprache sich in bezug auf die Bedeutungen und den ideologischen Gehalt, den die Wörter in den verschiedenen Kulturepochen besaßen, metaphorisch verhält. < (76)

Historisch gesehen ist jedes Namenwort eine Metapher, es gibt letztlich nicht die Urbedeutung, sondern immer nur übertragene Bedeutungen. Gramsci geht aber davon aus, dass die historischen Bedeutungen in den Wörtern abgelagert und mit der gegenwärtigen Bedeutung gebündelt sind, (>Fossilien<, die jederzeit wieder zum Leben erweckt werden können<; Bochmann 1984, 31). Von den meisten Wörtern aber ist uns ihr metaphorischer Charakter nicht bewusst.

Als Beispiel bringt Gramsci immer wieder die Astrologie der Renaissance, aus der die Wörter >disastro< (oder auch Revolution, Konjunktur) stammen; und >disgrazia< (Unglück), was aus dem religiösen Diskurs stammt und >Ungnade< u.a. bedeutet. Wer dieses Wort verwendet, übernimmt nicht automatisch die Ideologie, aus der es entstammt und wird nicht >für einen Anhänger der göttlichen Gnadenwahl gehalten< werden (B, 78).

Die Einsicht in den grundlegenden metaphorischen Charakter der Sprache begünstigt eine >kritische und historische Auffassung vom Phänomen der Sprache< (76). Wer diesen nicht erkennt, verfällt leicht in einen der vielen Irrtümer, die auf diese Weise in der >Wissenschaft< und in der >Praxis< entstehen (B, 76). Gramsci (er schlug dringend die Einführung einer grammatisch-linguistischen Rubrik in den Parteizeitungen vor; B 154ff), verspricht sich viel von der Einsicht in die Metaphorisierungsprozesse:

— Der ästhetische Wert bestimmter Ausdrücke ist nichts an sich.

^Schöne^^ Wörter sind nur Metaphern, >die sich verfestigt haben< (B, 77)

— Das Ende der >Utopie von feststehenden Universalsprachen< (B, 77)

— Das Ende von der Illusion einer >^reinen^^ oder ^mathematischen^^ Sprache<, wie sie etwa Pareto schaffen wollte.

— Insgesamt: Ein nicht-metaphysisches Verhältnis zur Sprache. Bedeutungen sind nicht für immer fixiert. Die Borniertheit der eigenen Sprache (einer Klasse, einer Gruppe etc.), die spontane Evidenz, dass a x bedeutet, wird überwunden. Dadurch Einsicht, dass Sprache Arbeit ist: Spracharbeit.

Worin besteht nun eigentlich die Politik in der Metaphorik? Das Feld der Metaphernbildung kann selbst in politischer Sprache beschrieben werden (und wurde von Gramscis Lehrer Bartoli auch getan): es gibt dort bestimmte hegemoniale, mit >Prestige< ausgestattete Metaphernbereiche, eine Politik der Allianzen und, was besonders wichtig ist, Metaphern legen Grenzen des Denkbaren fest. Ihr mechanisches Verständnis, die Verkennung ihres übertragenen,

selbst begrenzten Charakters, kann unter Umständen große politische Fehler zur Folge haben.

Gerade damit war Gramsci in Gestalt des Marxismus der II. und III. Internationale mit ihrem Ökonomismus konfrontiert. An Metaphern wie der von der Ökonomie als Anatomie der Gesellschaft oder vom Überbau als bloßem Schein der Basis demonstriert Gramsci seine Einsichten.

Er legt zunächst die Gründe für die Übernahme dieser aus den Naturwissenschaften stammenden Metaphern in die Theorie von Marx dar. Es sind vor allem zwei: einer, der mit den innerwissenschaftlichen Dominanzverhältnissen zu tun hat; einer, der der spezifischen Wirkungsabsicht der Arbeit von Marx geschuldet ist:

1. Mit der Entdeckung der Anatomie macht die Lehre von der Einteilung der Arten einen großen Sprung nach vorne. Sie tritt in ihr >^wissenschaftliches^^ Stadium<, weil sie erlaubt, nicht mehr von äußeren, sekundären, zufälligen Merkmalen ausgehen zu müssen (B, 71). In der Zeit von Marx und Engels bildete sie das hegemoniale Wissenschaftsmodell.

>Die experimentellen und Naturwissenschaften sind zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Art ^Modell^^ oder Prototyp für die anderen gewesen; und da die Sozialwissenschaften (Politik und Geschichte) eine objektive und wissenschaftlich geeignete Grundlage suchten, die ihnen dieselbe Sicherheit und Energie wie die Naturwissenschaften verleihen sollten, so ist es verständlich, dass sie bei der Schaffung ihrer Sprache auf diese zurückgreifen.< (B, 72)

2. Die Übernahme dieser Metaphorik resultiert Gramsci zufolge auch daraus, dass >die Philosophie der Praxis in ihrer Absicht, bestimmte in ihrer Bildung zurückgebliebene Gesellschaftsschichten geistig und moralisch voranzubringen, auf Metaphern zurückgreift, die in ihrer Volkstümlichkeit manchmal ^grob-schlächtig und derb^^ sind).< (71f) Nimmt man nun aber diese Metaphern nicht als Metaphern, sondern sozusagen beim Wort, resultieren daraus schlimme theoretische und schließlich politische Fehler. Etwa, wenn aus der Einsicht, dass die Anatomie den Einteilungen der Arten zugrunde gelegt werden muss, Schlussfolgerungen im Sinne des >metaphysischen Materialismus< gezogen werden, >für den die geistigen Dinge ein bloßer ^irrealer^^, ^illusorischer^^ Widerschein der körperlichen Dinge sind< (73).

Gramsci anerkennt zwar den polemischen Stellenwert der Metapher gegen die Behauptung des Gegenteils (dass nur das >Geistige< real sei), aber philosophisch bzw. erkenntnistheoretisch führt die Metapher in die Irre; man erkennt nicht die materielle Gewalt der Ideen und beraubt sich so der Aneignung von Kompetenzen zur Gestaltung und Leitung der Vergesellschaftungsprozesse. Die Metapher verhindert die Entwicklung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit in der Perspektive, die Macht zu erobern etc. Dagegen hilft einmal die >historische und kritische Auffassung vom Phänomen der Sprache< und zum anderen Hinwendung zum >Leben<, das dem Hirngespinnst dieser bestimmten Lektüre der Anatomie-Metapher ein Ende macht, genauer: es verschwindet, >wenn man den Staat ^erobert^^ hat und der Überbau der eigenen /geistig-moralischen Welt ist.< (74f)

8. Sprachveränderung und das Ensemble der sprachlichen Verhältnisse

Der Metaphorisierungsprozess ist kein rein innersprachlicher Vorgang, nicht parthogenetisch erklärbar, sondern hängt mit der Ausbreitung einer >neuen Kultur< zusammen, >die im übrigen auch völlig neue Wörter hervorbringt oder von anderen Sprachen mit einer eng begrenzten genauen Bedeutung entlehnt, das heißt ohne den Reichtum an Nebenbedeutungen, den sie in der Originalsprache hatten.< (B, 78)

>Die Sprache verändert sich mit der Veränderung der gesamten Zivilisation, durch den Zugang neuer Klassen zur Kultur, durch die Hegemonie einer nationalen Sprache /78/ über eine andere usw., und übernimmt die Wörter früherer Zivilisationen und Kulturen eben als Metaphern.< (77)

>Jede kulturelle Strömung schafft sich ja ihre eigene Sprache, nimmt also an der allgemeinen Entwicklung der jeweiligen Nationalsprache teil, indem sie neue Termini einführt, schon gebräuchliche Wörter durch neue Inhalte bereichert, Metaphern hervorbringt, sich historischer Namen bedient, um das Verständnis und das Urteil hinsichtlich bestimmter aktueller Sachlagen zu erleichtert usw.< (156)

>Die Geschichte der Sprachen ist eine Geschichte der linguistischen Neuerungen, aber diese sind nicht individuell (wie in der Kunst), sondern sind gebunden an eine soziale Gemeinschaft, die ihre Kultur erneuert hat und die historisch ^vorangeschritten^^ ist. (...) Auch in der Sprache gibt es keine Parthogenese, das heißt Sprache, die Sprache erzeugt, sondern die Neuerung tritt ein durch gegenseitige

Beeinflussung unterschiedlicher /143/ Kulturen was auf ganz unterschiedliche Weise geschieht, und außerdem sowohl mittels ganzer Massen von sprachlichen Elementen als auch ^molekular^^ (zum Beispiel hat das Lateinische das Keltische in Gallien ^massiv^^ verändert, während es das Germanische ^molekular^^ beeinflusst hat, indem es ihm also einzelne Wörter und Formen verlieh). Die gegenseitige Beeinflussung und der ^molekulare^^ Einfluss können auch im Schoße ein- und derselben Nation erfolgen, zwischen verschiedenen Schichten und ähnlichen: Eine neue Klasse, die die Führung übernimmt, erneuert die Sprache massiv, der Jargon der Handwerker und Berufe, das heißt der Sondergruppen, übt einen molekularen Einfluss aus. < (142f)

Gramsci spricht im Anschluss an seinen Lehrer Bartoli von >Traditionelle Ausstrahlungszentren von sprachlichen Neuerungen sowie eines sprachlichen Konformismus unter den großen Massen der Nation<. Dazu gehören:

>1. Schule; 2. Zeitungen; 3. Kunst- und Volksschriftsteller; 4. Theater und Tonfilm; 5. Rundfunk; 6. öffentliche Versammlungen jeder Art, darunter auch die religiösen; 7. Beziehungen der ^Konversation^^ zwischen den verschiedenen mehr oder weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung (...)/132/ 8. lokale Dialekte, in unterschiedlicher Bedeutung (von den ortgebundenden Mundarten bis zu denen, die mehr oder weniger weitläufige Regionen umfassen: so zum Beispiel das Neapolitanische für Süditalien, das Palermitanische und Katanische für Sizilien usw.)< (B, 131)

>Jedesmal, wenn in dieser oder jener Weise das Sprachproblem aufbricht, bedeutet dies, dass eine Reihe anderer Probleme auf der Tagesordnung stehen: die Formierung und Erweiterung der herrschenden Klasse, die Notwendigkeit, engere und festere Beziehungen zwischen den führenden Gruppen und der volkstümlich-nationalen / Masse herzustellen, kurz: die kulturelle Hegemonie zu organisieren.< (B, 132f)

Bibliographie:

K.Bochmann, >Gramsci – ein Sprachtheoretiker?<, in: Gramsci 1984, 7-39

Riechers ...

U.Maas ... 1989